

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1926)
Heft: 6

Artikel: José Ortega y Gassets Epistel an Victoria Ocampo "Über den Einfluss der Frau auf die Geschichte"
Autor: Ernst, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759993>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

José Ortega y Gassets Epistel an Victoria Ocampo „Über den Einfluss der Frau auf die Geschichte“

Deutsch von Fritz Ernst

Vorbemerkung des Übersetzers: Wohlfeile Klugheit spricht gern nach, dass nicht alle Blütenträume reifen. Sie pflegt zu verschweigen, dass dies weder die Schuld der Blüten noch der Träume zu sein braucht. Das Tiefste in José Ortega y Gassets Schriften ist Blüte und Traum. Ich will damit sagen, dass er, Summe und Stachel unserer Kultur, sie empfing und weitergibt mit Regungen, die dem bloß wachen Menschen unbekannt sind. Wenn wir alles, was er lernte, und alles, was er lehrt, von ihm abtun, so bleibt ein wundervolles Phänomen zurück – er selbst.

Miguel de Unamuno verzeichnet dieses altspanische Sprichwort: « Nadie debe decir: de esta agua no beberé – Niemand soll sagen: von diesem Wasser werde ich nicht trinken. » So viele Weisheiten in diesem Wort enthalten sind – Weisheiten praktischer und höchst kultureller Art –, so viele Weisheiten missbrauchte durch Jahrhunderte das Land, das einst das Wort ersonnen. Spanien, an Leib und Seele bester Ackerboden, war am Verderren. Eine junge Generation trank das Wasser des Lebens an allen Quellen jenseits und diesseits der Pyrenäen. Die Folge davon war ein neuer Frühling. Wir können uns die Lage dieser neuen Männer nur schwer vorstellen. Diese neuen Männer sind erfüllt von einer angeborenen Unbefangenheit gegenüber einer Vergangenheit, deren Existenz selbst sie bezweifeln dürfen. In hochzivilisierten Umgebungen verhält sich die beste Jugend anders. Der wirkliche oder angebliche Erfolg, mit dem sie eingeschüchtert wird, liefert sie dem gehorsamen Aberglauben aus. Es ist ein unwiderstehliches Sinnbild des vergangenen Jahrhunderts, dass sein größter Staatsmann, mit einem gewissen Recht, die Schildwache bewunderte, die fortfuhr das Plätzchen zu bewachen, auf dem vor Zeiten ein Schneeglöckchen geblüht hatte. José Ortega y Gasset hütet nicht die Brachen seines Landes. In seinen Schriften reift unsre ganze Zeit heran. Er ist ihr Organ, ihr Nerv und Mund. Das ist das seltne Schauspiel, das er uns bietet: er ist Zeitgenosse seiner Zeit. Und ist es aus Überzeugung. Für ihn hat Don Quijote nicht umsonst gelebt. In seinem jüngsten Buch schreibt er: « Wenn ich heute einen Schriftsteller sehe, der ein ‚Klassiker‘ sein will, so kommt mir das vor, als ob ein heutiger Soldat in den Dreißigjährigen Krieg ausziehen wollte. » Ortega kämpft mit seiner eignen Zeit.

Was aber verstehen wir unter einer Zeit? Wir verstehen darunter ihre Bewusstseinsgrenze; ihre charakteristischen Äußerungen; die Dinge, die man zuvor nicht konnte und nicht wollte, und die man möglicherweise sehr bald nicht mehr können und wollen wird. Unsere Zeit wird mehr als durch alles andere durch Männer wie Proust und Strawinski charakterisiert. Ortega hat über beide nachgedacht und aus beiden seine Schlüsse gezogen. Aber nicht das ist seine besondere Größe, dass er das Eigentümliche erlebt, sondern dass er es im Zusammenhang erlebt. Er ist panlogisch, wie er panmusisch ist. Zwei Wissenschaften haben ihm in ihrer jüngsten Form Waffen geliefert, mit denen er, unbekümmert um Gefolgschaft, in der vordersten Reihe ficht. Die eine ist die Biologie, die andere die Wertlehre. Beide sind sie kulturelle Wohltaten von unmessbarer Heilkraft. Die Biologie ist eine Wohltat, weil sie in ihrer letzten Form einen unerträglich gewordenen Dualismus beseitigt. Geisteswissenschaft und Naturwissenschaft konnten eine Zeitlang in gegenseitiger Beargwöhnung Talente und Erfolg entwickeln. Aber sie mussten damit notwendig die Generationen, die ihre Träger waren, in einer unharmonischen Gangart aufwachsen lassen. Der gesunde Mensch erlebt das Leben nicht als eine Doppelheit, sondern als eine Einheit. So wird auch eine gesunde Wissenschaft ihren vornehmsten Gegenstand in der Einheit des Lebens finden, und zwar nicht nur in der Einheit des Individuums, sondern auch der Rasse. Ortega hat aus einer biologischen Erkenntnis die höchsten Direktiven seines Daseins gezogen. Leben, sagt er, heißt zusammenleben – « vivir es convivir ». Es dürfte unter den zeitgenössischen Werken kein zweites geben, in welchem sich gleich viel Seelenkräfte im Widerspiel mit der Umwelt zu gleicher Vollkommenheit erhöben. Das wäre gar nicht möglich, wenn Ortega der Wissenschaft als einer Lehre der reinen Tatsachen anhinge. Er hat eine andre Auffassung von ihr. Es war freilich unvermeidlich, dass auf die Entgötterung der Wissenschaft ihre Entmenschlichung folgte. Aber während sich die Götter in den Gang der Dinge fügen mussten, brauchten es die Menschen nicht. In Nietzsches einsamen Kämpfen tauchte die Herrlichkeit eines auf die Werte gerichteten Denkens auf. Nietzsche forderte eine Wissenschaft, die sich nicht hinter dem Rücken des Lebens gütlich tue, sondern in seinem Angesicht und seinem Dienste tätig sei. Die neue Wertlehre hat diese Forderung aufgenommen. Die neue Wertlehre differenziert unser Weltbild mit einem neuen Scheidewasser. Die Welt, die gedroht hatte, im gleichförmig Grauen zu versinken, belebt sich in ungeahnten Farben. Das Auge bekommt ein neues Lebensrecht. Die Nuance wird zum Beruf. Ortega kennt

diesen Beruf virtuos. Er ist, mehr noch als jener Franzose, auf den das Wort ursprünglich gemünzt war, ein «chevalier de la nuance».

Wir können uns einen Denker vorstellen, der, ganz in die Werte und Wertung seiner Zeit verstrickt, der Historie nur nebenbei Beachtung, wo nicht gar Abneigung entgegenbringt. Das Gegenteil ist bei Ortega der Fall. Er leugnet die Historie nicht. Er denkt sie nur auf seine Art. Da es für ihn kein Sein, sondern nur ein Fließen, nur ein Kreisen gibt, verwandelt sich in seinem Geiste die Historie in ein kopernikanisches Geschäft. Er prägt die astronomische Formel: Historie ist im selben Maße möglich, als Prophezeiung möglich ist. So schlüpfrig dieser Weg zu gehn sein mag, so ist er immer besser, als ein verschlossenes Tor. Es war freilich mehr als witzig, die Historie als «la grande incrédule» auszugeben. Aber wer könnte sich damit begnügen? Ortega bezieht sich einmal auf Friedrich Schlegels berühmtes Wort: der Historiker sei ein umgekehrter Prophet. Ortega hat sich des Wortes mit Leidenschaft bemächtigt. Er gab dem Historiker ein zweites Angesicht, so dass er nun, ein zweiter Janus, vorwärts wie rückwärts schaut. Jedes Dinges Geschichte kündet ihm dessen nächsten Morgen. Und so gelangte er eines Tages zu dem Problem der eigentlichen Pförtnerin der Zukunft. So gelangte er eines Tages zum Problem des Weibes.

Im Jahre 1916 wurde Ortega von Madrid, wo er geboren ist und wo er lebt, zur Abhaltung philosophischer Vorlesungen nach Buenos Aires berufen. Hier begegnete er einer Dame, deren Hoheit immer mit dem stolzen Flug seiner Gedanken verbunden bleiben wird. Victoria Ocampo anvertraute dem Philosophen zum Dantejubiläum eine Schrift, worin sie die Frauengestalten des Florentiners, von den irdischen bis zur himmlischen, von Francesca bis Beatrice, kommentierte. Ortega wollte diesen zwiefach weiblichen Kommentar nicht ohne einen zwiefach männlichen aus seiner Feder der Kulturwelt übergeben. Und so erschien im Jahre 1924 die Abhandlung der Victoria Ocampo *De Francesca a Beatrice* mit einem an sie gerichteten Epilog José Ortega y Gassets. Wie sie in ihrer Abhandlung die Heroinen der *Divina Commedia* gedeutet, so deutet er in seinem Epilog den Heros der *Vita Nova*. Es ist ein so vornehmes Diptychon, als je ein Künstlerpaar geschaffen. Wenn wir nur des Bildes eine Hälfte wiedergeben, so geschieht es, weil die andre aus der nachgezeichneten erratbar ist...

José Ortega y Gasset schrieb an Victoria Ocampo:

Verehrte Frau,

Der Ausflug war entzückend. Wunderbar führten Sie uns den singenden Weg der dreistimmigen Terzinen, nur da und dort mit zarter Hand erklärende Akzente setzend, damit das alte Spiel in neuem Sinne uns erstehe. Das ein und andre Mal begegnete es uns, Dantes Gestalten aus dem Blicke zu verlieren, gebannt durch Ihre Gesten. Aber geschah dasselbe nicht zuvor dem Dichter mit jenem Vortrefflichen, der sein Führer war? Es ist nicht zu ändern. Ein unlösbarer Durst nach Gegenwart ließ mir jenes alte, geistvolle, aber blutleere Schauspiel verblassen vor diesem andern neuen, welches entstand aus seiner Spiegelung in Ihnen. Und ich glaube nicht, dass Dante, zu uns zurückgekehrt, darin Anlass zu Tadel fände. Allzutief war er teilhaftig der Wollust des Erkennens, um den doppelten Genuss zu verachten, der darin liegt, die Welt einmal, statt immer nur gradaus, in einer Brechung, im Widerscheine fremder Augen anzuschauen. Er sagt – sieben Jahrhunderte vor Heredia –, man könne auch in einem Auge ein Schiff flussabwärts fahren sehen (Par. XVII, 41 und 42). Welch ein Geständnis! Denn es setzt unweigerlich voraus, dass einmal er sich beugte über Augen, die ihm folgten: erkenntnisgierig bis in süße Zweisamkeit; Ströme erforschend, die auf dem Grund einer Pupille fließen; Schiffe befahrend, deren Kiel der Augenstern regiert. Jener Vers birgt uns ein heimlichstes Geheimnis, eine versteckte Seite aus dem Buche seiner Seele. Da wir später von seiner Taktik der Distanz zu sprechen haben werden, so tun wir gut, hier seiner Taten aus der Nähe zu gedenken. Er war ein Tapferer der Liebe, und dies trotz seiner Schüchternheit. Die Bresche, die Tod senden kann, vertrieb ihn nicht. Das Schiff, das er gesichtet in einer ihm allein vertrauten Bucht, das konnte er nur Aug in Aug gesehen haben. Plutarch hat einen verwandten Vorfall überliefert: Es gingen Krieger in die Schlacht mit marktschreierisch bemalten Schildern. Ein einziger Soldat trug auf dem seinen nichts als das Bild der Mücke. «Feigling!» schalteten ihn die andern. «Du meinst wohl, der Feind werde dich unbemerkt zur Seite lassen!» «Im Gegen teil,» antwortete der Geschmähte. «Ich werde dem Feind so nahe auf den Leib rücken, dass er, wollend oder nicht, die Mücke sehen muss.»

Aber es ist klar, dass jener seelenhafte Zug Dantes, den ohne Veralltäglichung kein fremder Mund aussprechen darf, uns nicht rechtfertigt, wenn wir beim Lesen Ihres Buches, mehr als des kommentierten Liedes, Ihrer selbst gedachten. Uns wurde eine andere, höhere Rechtfertigung zu teil, auch diese von Dante selber uns vorweggenommen.

Sie sind, verehrte Frau, ein Spiegel wahrer Weiblichkeit. Ihre Erscheinung strahlt, in Grazie vereint, die seltensten Vorzüge aus. Wie sollte es uns da nicht locken, Sie durch Dantes Welt, allwo sämtliche Kreatur vereinigt ist, schreiten zu sehen? Die Jenseitswanderung, von uns so manchmal wiederholt, erhält auf diese Weise neuen Sinn und neue, ungeahnte Reize. Denn Ihr Herz, verehrte Frau, ist ein Quell unwiderstehlicher Begeisterung und ebensolchen Tadels. Welch ein Genuss, dem Flug Ihrer Gefühle aufmerksam zu folgen und festzustellen, wo sie halten, wo sie weitergehn! Wie wären Ihre Regungen uns keine Lehren, da doch aus einer jeden Zustimmung oder Ablehnung ersichtlich ist!

Dies aber – nämlich das Weib als Norm – ist es nicht Dantes große Entdeckung? Wir beklagen es, dass der Einfluss der Frau auf die Geschichte ein ungeschriebenes Kapitel blieb, worüber niemand Auskunft weiss. Es gibt dafür nur die Entschuldigung, dass man ebenso wenig versuchte, die Geschichte des Gefühls des Mannes für die Frau zu schreiben. Man denkt gemeinhin, dieses Gefühl sei mehr oder weniger zu allen Zeiten gleich gewesen. In Wahrheit handelt es sich um einen höchst verwickelten Prozess, in dessen Verlauf Gewinne und Verluste wechseln.

Zunächst ist festzustellen, dass die Weltgeschichte ihren eigenen Geschlechts-Rhythmus besitzt. Es gibt Epochen männlichen, und andere weiblichen Charakters. Man erinnere sich nur, um ein Beispiel aus unserem Kulturreise zu wählen, wie sehr das frühe Mittelalter männlich war. Die Frau erscheint im öffentlichen Leben nicht. Die Männer widmen sich dem Krieg, und fern vom zarteren Geschlecht lebt man bei Wein und bei Gesang als Kamerad. Das späte Mittelalter, für mein Empfinden die anziehendste Epoche der europäischen Vergangenheit, lässt an seinem Horizont das Gestirn der Frau aufsteigen. Sie selbst bemerken dies sehr richtig, indem Sie Ihren Kommentar mit einer Anspielung auf die «cours d'amour» beschließen. Noch hat man der Kultur der «cortezia», die im zwölften Jahrhundert blühte und die, nach meiner Meinung, eine der entscheidenden Tatsachen der abendländischen Zivilisation gewesen ist, den ihr gebührenden Platz in der Geschichte nicht angewiesen. Von der «cortezia» gingen aus der Heilige Franziskus und Dante, der Papsthof in Avignon¹⁾ und die Renaissance. Darauf aber folgt die heutige Kultur.

¹⁾ Es ist nicht genügend bekannt, dass an diesem französisch-italienischen Papsthof die Frauen erstmals grundsätzlich und andauernd teil an der «Gesellschaft» nahmen. Von da an muss man also jenen sozialen Organismus datieren, den man Hof genannt hat. Da nun der Papsthof aus geistlichen Würdenträgern und also aus Ehelosen bestand, erschien daselbst naturgemäß ein Frauen-typus unabhängiger und kultivierter Art. Für diese erscheint, erstmals, der Ausdruck Courtisanen. «Honne soit qui mal y pense.» Eine derselben war Laura de Noves, die Freundin Petrarca.

Und diese ganze Riesenernte ist Frucht der kühnen Saat einiger Damen der Provence, die einen neuen Lebensstil begründeten. Angesichts der zwiefachen gleich unnatürlichen Askese des Mönchs und des Kriegers wagten diese Frauen, die Disziplin innerer Reinigung und intellektueller Schärfe zu verlangen. Ihr Einfluss war es, der das oberste Gesetz der Griechen, das « metron », das Maß, zu neuem Leben auferstehen ließ. Das frühe Mittelalter ist, ganz wie der Mann, Maßlosigkeit. Die « lei de cortezia » verkündet von neuem die Herrschaft der « mezura », worunter allein die Frauen atmen können.

Wie ein zarter Windhauch weht diese Kunde guter Lebensart über Europa bis an seine Grenzen hin. Es röhrt, zu sehen, wie einem rauhen Gedicht, das hartem Boden sich entrang – wie dem *Poema de Myo Cid* sich solche Worte eingeschmeichelt haben:

*Fabló Myo Cid bien e tan mesurado –
Klug und gemessen sprach mein Cid.*

Also bis in die rohen Heldenlieder Kastiliens drang das Maß der fernen Höfe der Provence, wo kultivierte Frauen harmonisch sich vereinigt hatten. Nicht anders wurde Goethe seinen jugendlich-ungeschlachten Teutonismus los unter dem Einflusse der Frau von Stein. Aus diesem Grunde nannte er sie seine Säntigerin und schenkte uns den Rat:

*Willst du genau erfahren, was sich ziemt,
So frage nur bei edlen Frauen an.*

Das Weib war für den Mann ursprünglich eine Beute – ein Körper, den er fing. Auf diesen Jägerstandpunkt folgte eine delikatere Anschauung mit umgekehrten Vorzeichen, den Griechen nur mangelhaft bekannt.¹⁾ Das Weib als Fang und Beute befriedigte auf die Länge nicht. Der verfeinerte Mann wünscht, dass sich ihm ergebe, was er fing. So wird aus dem Fangen ein Gewinnen. Die Beute wird zum Lohn. Und um ihn zu erlangen, ist es nötig, seiner wert zu werden; sich zu dem Manne zu erheben, der als Ideal in der Frau schlummert. Infolge dieser seltsamen Verschiebung vertauschen sich die Rollen: der Ausbrecher wird zum Gefangenen. In der Epoche des rein geschlechtlichen Instinkts stürzt sich der Mann als Räuber auf jede erreichbare Schöne. Aber im Zustand geistig-erotischer Empfänglichkeit hält der Mann sich zurück und liest erst vom Gesicht des Weibes Einladung oder Abweisung. Die Kultur der «cortezia» eröffnet diese neue Beziehung zwischen den Geschlechtern,

¹⁾ Es ist mir versagt, eine wenn auch noch so kurze Analyse des Liebesgefühls bei den Griechen zu versuchen. Das Muckertum des Landes, in dem ich lebe, und des Landes, in dem Sie atmen, versagt uns leider, diese tiefsten menschlichen Probleme mit der schuldigen Klarheit zu behandeln.

dank welcher das Weib zur Erzieherin des Mannes aufsteigt. Dante stellt, in dieser Wendung der Geschichte, den Höhepunkt dar. Der Dichter der *Vita Nova* schrieb bebend vor Seligkeit unter dem Meißel eines Weibes, das ihn zu einem neuen Mann umschuf. Dante atmet erst, wenn Beatrice nickte, wenn sie erlaubte. Nur fern geht sie vorüber, leicht präraffaelisch maniriert. Der Dichter denkt nur eines: wird sie grüßen oder nicht? Missgestimmt, vermeidet Beatrice Dantes Gruß. Dann ist er im Innersten erschüttert. « *Mi salutó* » sagt er, da er sie erstmals sah, « *virtuosamente tanto che mi parve allora vedere tutti i termini dellá beatitudine.* » Und andern Tags: « *Conobbi ch'era la donna della salute, la quale m'avea lo giorno dinanzi degnato di salutare.* » Von da an verzehrt ihn die einzige Hoffnung: « *la speranza dell' ammirabile salute.* »

Mit Gruß und Grußenthaltung, gleich zwei unsichtbaren Zügeln – unsichtbar wie Wendekreise – regiert die Jungfrau klug des Dichters tapfre Jugend. Es ist klar, diese ätherisch-magische Gewalt kann nur einem erhabenen Geschöpfe innewohnen, von dem man sagen darf, es sei « *gentil e non pura femmina* » – wie Dante selber vollbewusst bemerkt. In einer Regung, welche der Bedeutung des Leibes nicht gerecht werden will, beharrt er darauf, dass, wenn er von den Augen spreche, « *che sono principio di amore* », und vom Mund, « *ch'è fine di amore* », jeder niedrige Gedanke verbannt sein möge: « *si levi ogni vizioso pensiero. Ricordisi chi legge, che di sopra è scritto che il saluto di questa donna, lo quale era operazione della sua bocca, fu fine de' miei desideri, mentre che io lo potei ricevere.* »

Es heißt, der Heilige Franziskus habe sieben Tage vom Summen eines Heimchens leben können. Dante nimmt vom begehrten Mund und vom geliebten Auge nur das unaussprechliche Geschenk grüßenden Lächelns. Dieses Lächeln, das uns so oft in Dantes späterm Werk begegnet, dieses « *disiato riso* » ist das gotische Lächeln, das fortlebt in den steinernen Madonnen, welche die Portale von Europas Kathedralen schmücken.

*Chè dentro agli occhi suoi ardeva un riso
tal, ch'io pensai co' miei toccar lo fondo
della mia grazia e del mio paradiiso* (Par.XV),

sagt Dante gegen Ende seines Lebenswerks, das Bündel seiner Jugend-erinnerungen ordnend und des Augenblicks gedenkend, da er ins Neue Leben eingegangen.

Das Thema, verehrte Frau, erfüllt mich über alle Maßen. Ich möchte endlos davon reden. Gestatten Sie mir wenigstens, dass ich die Gelegenheit,

mich über die biologische Aufgabe des Weibes in der Geschichte auszusprechen, nicht ungenutzt vorübergehen lasse. Vor allem aber bitte ich Sie, es möge Ihrem Ohr nicht missfallen, dass ich mich des Wortes «Weib» bediene. Ich weiß, es wird Ihrer Einsicht binnen kurzem klar, dass ich es für meinen Zweck durch kein anderes ersetzen kann.

Die wahre Mission des Weibes kam solange nicht zu Tage, als man vergaß, dass es in erster Linie nicht Gattin, Mutter, Schwester oder Tochter ist. Alle diese Eigenschaften sind Niederschläge der Weiblichkeit, Formen des Weibes, wenn es aufhört, oder noch nicht dazu gekommen ist, eines zu sein. Sicher wäre unsre Welt jammervoll verstümmelt, wenn es darin nicht auch die wundervollen Phänomene gäbe, die wir Gattin, Mutter, Schwester, Tochter nennen, und deren jedes so einzigartig und verehrungswürdig ist, dass es unmöglich scheint, etwas zu ersinnen, was noch höher wäre. Aber es kann nicht unausgesprochen bleiben, dass mit all diesen Phänomenen die Kategorien der Weiblichkeit nicht vollzählig, ja, dass sie sogar nur sekundär sind im Vergleich zum Weib als Weib.

Jeder dieser weiblichen Titel unterscheidet sich vom andern durch eine unmittelbare Zweckbestimmung. Jedermann weiß und fühlt, was eine Mutter, eine Gattin, eine Schwester, eine Tochter ist. Aber dieser rührende, vierfache Beruf des Weibes würde nicht existieren, wenn es nicht vorher und vor allem – Weib wäre.

Was aber, frage ich, ist nun das Weib als Weib?

Ich kann darauf nicht antworten, ohne zuvor die übliche Auffassung der Ideale kritisiert zu haben. Seit zweihundert Jahren, verehrte Frau, spricht man uns mit verdrießlicher Hartnäckigkeit von Idealismus. Es sind vor allem die Philosophen und die Pädagogen, welche uns unentwegt behelligen mit der Behauptung, das Leben sei nur etwas wert im Dienst von Idealen. Was diese Behauptung auch Wahres in sich berge, in dieser Form ist sie ein unheilvoller Irrtum, der verdient, endlich abgetan zu werden. Man spricht sehr viel vom Ideale der Gerechtigkeit, vom Ideale der Wahrheit oder Schönheit. Aber niemand fragt, wie denn etwas beschaffen sein müsse, um als Ideal gelten zu können. Dafür genügt nicht, dass man uns pathetisch diese oder jene Norm anpreise. Das Ideal von gestern hat aufgehört, das Ideal von heute zu sein. Wir erleben wiederum die uralte Geschichte: ein Ideal keimt, blüht und welkt. Wie aber erklären wir seine Vergänglichkeit, da doch sein Inhalt stets derselbe blieb? Es ist offenbar ein Irrtum, die Ideale als etwas an sich Seiendes und ohne Beziehung auf uns, ihre Schöpfer, zu betrachten. Etwas Vollkommenes ist deswegen noch kein Ideal. Das Ideal ist eine vitale Funktion, ein

Instrument des Lebens neben unzählig andern Instrumenten. Ethik und Ästhetik können in jedem Augenblick Ideale statuieren. Was aber die Aufgabe der Ideale überhaupt sei, das lehrt allein die Biologie.

Man möchte uns zuweilen einreden, die Ideale seien lebensfremde Dinge, die in irgendeiner Höhe schweben, und wohin zu gelangen dem bescheidenen Erdenleben nur unter Preisgabe seiner selbst verstattet sei. Die, welche solche Meinungen begünstigen, sehen nicht ein, welchen Schaden sie allererst ihrem eigenen Idealismus zufügen. Denn sie lassen die Vermutung aufkommen, das Leben könne auch bestehen ohne jede Intervention der Ideale. Dann wären diese folgerichtig das fünfte Rad am Wagen – ein gleich ehrenvolles wie gänzlich überflüssiges Anhängsel des Lebens.

Davon, verehrte Frau, glaube ich kein Wort. Das Leben, alles Leben, mindestens alles menschliche Leben, ist unmöglich ohne Ideal. Oder anders ausgedrückt: das Ideal ist ein konstitutives Element des Lebens.

Die neue Biologie ist im Begriff, zu zeigen, dass der lebendige Organismus nicht nur besteht aus einem Körper, oder, wenn es sich um den Menschen handelt, aus einem Körper mit seiner Seele. Körper und Seele, dieses Ganze unserer Person, sind ihrerseits ja nichts als ein System von materiellen und geistigen Organen, folglich ein System von tätigen Apparaten. Das Leben besteht aus einem System von psycho-physischen Funktionen, Vorgängen, Tätigkeiten. Diese Tätigkeiten, unmittelbar oder mittelbar, richten sich auf die Umwelt, münden in ihr aus. Das Auge sieht die Gegenstände in der Landschaft, und die Hand streckt sich, dieselben zu erfassen. Aber es wäre ein Fehler, anzunehmen, die Umwelt – die wir auch Milieu nennen – sei nur Objekt unserer Tätigkeiten. Jeder Tag macht offenbarer, dass die Tätigkeiten des Organismus, bis auf so elementare wie die Ernährung, der Reizung nicht entbehren können. Für ein Lebewesen ist also Reizung, Anregung unumgänglich nötig. Alles übrige hängt in solchem Grade davon ab, dass man sagen könnte: leben heißt angeregt werden. Es ist aber das Milieu, welches in erster Linie das Magazin der Reizungen darstellt, das Arsenal der Anregungen, die, unermüdlich auf unseren Organismus einwirkend, jenen Strom erzeugen, der das Leben ist. Jede Art, und sogar jedes Individuum, besitzt ein eigenes Milieu: die Wespe mit ihren Augen von sechstausend Facetten besitzt notwendig ein visuell besonderes Milieu und ist dementsprechend be-sondern Anregungen offen.

Diese einfache Beobachtung belehrt uns, dass das Milieu keineswegs

etwas vom biologischen Organismus Unabhängiges, sondern vielmehr selber ein Organ des Organismus ist: das Organ seiner Reizbarkeit. So betrachtet, stellt sich uns das Leben dar als ein energetischer Dialog zwischen Person und Umwelt. Der atmosphärische Druck, die Temperatur, die Trockenheit, das Licht reizen, stacheln unsren Körper. Die Umwelt besitzt aber ferner auch Dinge, greifbarer oder eingebildeter Natur, deren Amt darin besteht, unsren Geistesnerv zu treffen, der seinerseits den Reiz an seinen Körper weitergibt. Diese Stimulantia der Psyche sind – die Ideale. Danach kann das leere, ölige, pseudomystische Geschwätz über dieselben aufhören. Ideale ziehen und regen unser Leben an. Ideale sind biologische Sprungfedern, Zündhütchen für Energien, die am Explodieren sind. Ohne Ideale kein Leben. Zum Glück sind sie unerschöpflich reich enthalten in unsrer Umwelt – diesem Repertorium realer, außeweltlicher und selbst unmöglich Gesichter. Darunter sind kleinste und bescheidenste, die wir uns kaum eingestehen. Daneben sind, von wahrhaft historischem Ausmaße, geradezu gigantische, die unser ganzes Sein anspannen. Es kann dies einem Einzelnen begegnen, aber auch einem Volk, selbst einem Zeitalter. Man mag ja freilich den Namen Ideal nur anwenden wollen auf jene großzügigen Dinge. Aber dann muss man hinzufügen, dass das, was sie zu Idealen macht, durchaus nicht ihr Ausmaß ist, sondern vielmehr das, was sie mit den unscheinbarsten Reizen gemein haben: nämlich die Macht, anzuziehen, anzuregen, zu bezaubern. Das Ideal ist ein Organ des Lebens mit der Bestimmung, dasselbe anzureizen. Das Leben, verehrte Frau, braucht wie der Reiter Sporen. Deshalb hat die Biologie bei ihren Analysen sich keineswegs auf Körper und auf Seele eines Lebewesens zu beschränken, sondern dazu das Inventar seiner Ideale aufzunehmen. Denn es kann geschehen, dass wir gesund an Körper und an Seele einer vitalen Dekadenz verfallen: einzig durch schlechte Hygiene der Ideale.

Wir kommen zu diesem Schlusse: Damit etwas ein Ideal sei, genügt nicht, dass es dazu aus Gründen der Ethik, des Geschmacks oder des Herkommens würdig befunden werde, sondern es muss die Gewalt besitzen, unsere Nerven anzuziehen, zu entzücken, unsere ganze Sensibilität einzufangen. Andernfalls handelt es sich nur um das Gespenst eines Ideals, um ein gelähmtes Ideal ohne die Fähigkeit, die gespannte Armbrust des Lebens zur Entladung zu bringen. Von den beiden Gesichtern, welche das Ideal besitzt, hat man bis heute erst dasjenige bemerkt, das nach dem Absoluten blickt, und dasjenige überschaut, das der innern Lebensökonomie zugewendet ist. Wir benennen mit dem durch reichlichen Gebrauch

vulgär gewordenen Ausdruck « Illusion » das Amt der Anziehung, worauf das Wesen des Ideals beruht.

Nun hindert mich nichts mehr, auf die früher gestellte Frage einzugehen. Der Beruf des Weibes, wenn es nichts als Weib ist, besteht darin, das konkrete Ideal, der Zauber, die Illusion des Mannes zu sein. Nichts mehr, nichts weniger. Es kann ein Mann mit wahrer Inbrunst seine Mutter, Gattin, Tochter oder Schwester lieben, ohne dass der mindeste Akzent von Illusion sein Gefühl betont. Anderseits kann ein Mann sich illusio-niert, bezaubert, angezogen fühlen, ohne dass er irgendetwas von dem empfände, was wir kindliche, väterliche, eheliche oder brüderliche Liebe nennen. Die Frauen, mit ihrer scharfen Witterung, erkennen sehr rasch, ob die Gefühle, die sie erregen, diesen Stempel der Illusion tragen, und im Geheimsten sind sie nur dann geschmeichelt und befriedigt. José de Campos, ein subtiler spanischer Schriftsteller des 18. Jahrhunderts, schrieb: « Nur etwas kann das Herz des Mannes ganz erfüllen, nämlich das Herz des Weibes. »

Das Weib ist also Weib im gleichen Maß, als es bezaubert oder illusio-niert. Eine vollkommene Mutter ist ein Ideal von Mutter, aber Mutter sein heißt nicht ideal sein. Die verschiedenen Titel des Weibes unter-scheiden sich also klar. Ein jedes hat sein eigenes Maß von Vorzügen und Tugenden. Es kann vorkommen, dass eine Gattin, eine Mutter, eine Schwester, eine Tochter vollkommen sei, ohne die Vollkommenheit des Weibes zu besitzen. Und umgekehrt.

Anderseits beruhen auf der zauberischen Mission des Weibes alle übrigen Möglichkeiten weiblichen Daseins. Wenn die Frau nicht bezaubert, wählt der Mann sie nicht zur Gattin, damit sie Mutter von Töchtern werde, die Schwestern ihrer Söhne sind. Alles beruht also auf dieser magischen Gewalt der Bezauberung. In Chateaubriands *Martyrs* schaut ein römischer Feldherr vom Bollwerk seiner Pflicht aus traumverloren in die Sternennacht. Da steht vor ihm, ein ätherisches Phantom, die Druidin, die ihn liebt, die hohe Veleda in ihrem langen, blonden Haar, die heilige Sichel golden an der Brust, und sagt zu ihm: « Sais-tu que je suis fée? » So ist es: Das Weib muss, ehe es etwas anderes werden kann, zuerst dem Manne, gleich Veleda, als Fee erscheinen. Die Illusion kann augenblicklich oder sie kann ewig sein: vergänglich oder unvergänglich, ist sie die Gelegenheit zur Ausübung der höchsten Gewalt, welche dem Weibe über den Mann gegeben ist.

Es ist unglaublich, dass es Leute gibt, die blind genug sind, anzu-nehmen, das Weib könne, ebenso wie durch die magische Potenz der

Illusion, durch Wahlrecht und Doktorgrad auf die Geschichte wirken. Denn da die menschliche Natur keine zweite gleich unfehlbare Triebfeder besitzt, wie diese Anziehungskraft des Weibes gegenüber dem Manne, so ist in ihr der sublime Kunstgriff der Natur zu sehen, die Gattung zu vervollkommen.

Merkwürdig: schon zu Beginn der europäischen Geschichte, schon im ersten Gesang der *Ilias*, erscheint das Weib als Preis des Siegers im Spiele und im Krieg – die Schönste für den Schnellsten und den Stärksten. Dergestalt, dass wir den Mann, kaum dass er in die Geschichte eingetreten, im Wettkampf und im Zweikampf um das Weib kämpfen sehen. Später ist es nicht nur der Lohn, den man dem Besten übergibt, sondern es erhält das Amt, zu entscheiden, wer dieser Beste sei: Das gesellschaftliche Leben ist nichts anderes, als eine offne Konkurrenz der Männer, die sich in ihren Fähigkeiten messen, mit dem Ziel, vom Weib prämiert zu werden. Vor allem in den fruchtbarsten und glanzvollsten Epochen – im 13. Jahrhundert, in der Renaissance, im 18. Jahrhundert – erlaubte die Sitte nachdrücklich, dass die Frauen richteten – als «juges des mérites» in der Sprache Stendhals. Aber, wird man einwerfen, die Frau stimmt nicht für den Besten, sondern für den, der ihr am besten scheint, d. h. für den Mann, der ihr Ideal am besten verkörpert. So ist es in der Tat. Das Ideal, das Musterbild des Mannes, welches die Frau in sich birgt, um es zu ihrer Stunde auf den Lebensmarkt zu werfen, wirkt wie ein Los. Dem Manne mit der gleichen Nummer fällt es zu. Hier greifen wir mit Händen den Gang der Geschichte, die gutenteils nichts andres ist, als die Geschichte der männlichen Ideale, welche die Frau ersann. So wollten die Damen der Provence den Mann «prou e courtois» – tapfer und höflich. So schufen sie das Adelsideal, das, durch allen Niedergang und vielfache Beschädigung, die europäische Gesellschaft bis auf diesen Tag bestimmt.

In jeder Generation werden die Jünglinge vorgezogen, die dem Ideal entsprechen, das unter den jungen Frauen der Zeit am meisten verbreitet ist. Als Männer werden sie die wärmsten Herdfeuer entfachen. Als Gatten werden sie die besten Söhne zeugen – Söhne, die gehegt von elterlicher Harmonie bis sie erwachsen, einst im selben Sinn und Geist das Leben weitergeben.

Wir werden es nicht ändern, verehrte Frau. So ist das Leben: überraschend und voll von nie gewahnten Wegen. Wer hätte geglaubt, dass etwas so unfassbar Flüchtiges wie die Luftgebilde, die junge Mädchen in keuschen Kammern sinnen, den Jahrhunderten tiefere Spuren

eingraben, als der Stahl des Kriegsgottes. Von den rührenden Geweben heimlicher Mädchenphantasien hängt großenteils die Wirklichkeit des kommenden Jahrhunderts ab. Shakespeare hat recht. Unser Leben ist aus Traum gewoben!

Ich möchte, verehrte Frau, bei dieser Gelegenheit nicht Stellung nehmen gegen den modernen Feminismus. Es ist möglich, dass seine konkreten Ziele mir der Achtung und Förderung wert erscheinen. Aber selbst dies angenommen, getraue ich mich zu behaupten, dass der ganze Feminismus nur eine oberflächliche Bewegung ist, die die große Frage nach dem eigentümlichen Einfluss der Frau auf die Geschichte außer acht lässt. Ein Mangel an Einsicht hat dazu geführt, die Wirksamkeit der Frau in den Formen männlicher Tätigkeit zu suchen. Es ist klar, dass wir bei solcher Fahndung ohne Funde bleiben werden.

Man vergisst, dass jedes Lebewesen auf eigne Art schicksalsverknüpft und dass es Aufgabe wachsamer Augen ist, diese eigne Art zu entdecken.

Friedrich Hebbel, der große Dramatiker, fragte sich, ob es möglich sei, einer Tragödie ein Weib als Helden zu geben. Nun aber sah er den Heroismus in einem Übermaß von Tätigkeit, was mit der normalen Haltung eines Weibes unvereinbar schien. Den Fall der jungfräulichen Witwe Judith zerlegend, fand er, dass sie aus enthusiastischer Bewunderung des kühnen Kriegers sich ins Zelt des Holofernes wagt, und ihm darauf den Kopf abschlägt aus Rache für die herausgeforderte Beleidigung. Ihr Heroismus hält dem nahen Blick nicht stand. In Wirklichkeit ist er ein Gewebe aus Verführung und Schwäche. Hebbel wollte es besser machen, und schuf darauf seine Genoveva, die nichts tut als leiden. Genoveva wird so das Symbol eines negativen, weiblichen Heroismus, dessen Tätigkeit im reinen Leiden liegt: «Durch dulden, tun». Das ist Hebbels Formel der weiblichen Bestimmung.

Hebbels Lösung, so scharfsinnig durchgeführt, leidet für mich an Übertreibung. Sicher ist nicht Tun des Weibes Bestimmung. Aber zwischen Tun und Dulden liegt eine Mitte: Sein.

Jeder Mann, dem höheres Gefühl nicht abgeht, hat einmal wenigstens beim Anblick einer Frau diese als etwas Fremdes, durchaus Höheres empfunden. Gewiss hatte diese Frau weniger Wissenschaft als wir, weniger künstlerische Schöpferkraft, weniger politisches Talent, weniger Feldherrnblick. Und doch empfanden wir sie als ein Wesen von durchaus höherer Art, und zwar in einem Maße, wie es z. B. zwischen Männern gleicher Tätigkeit, aber sehr ungleichen Ranges, niemals vorkommt. Der Grund davon ist, dass die männlichen Befähigungen – das wissenschaftliche

oder künstlerische Talent, die politische oder finanzielle Geschicklichkeit, der moralische Heroismus – bis zu einem gewissen Grade der Person nur instrumental anhängen. Das Talent schafft Dinge von allgemeiner Brauchbarkeit oder Notwendigkeit: Wissenschaft, Kunst, Reichtum, öffentliche Ordnung. Aber was wir wirklich schätzen, ist nicht das Talent. Was wir wirklich schätzen, das sind eben diese Dinge, und nur spärlicher Abglanz fällt auf die Gaben, die nötig waren, um jene Dinge hervorzu bringen. Wir wollen nicht den Dichter, sondern die Dichtung; nicht den Politiker, sondern die Politik. Dieser unpersönliche Charakter des Talents offenbart sich einwandfrei durch die Tatsache, dass es Menschen mit schweren persönlichen Gebrechen nichts weniger als flieht. Die Vorzüglichkeit des Mannes ruht im Handeln, die Vorzüglichkeit des Weibes ruht im Sein. Der Wert des Mannes misst sich nach dem, was er tut, der Wert des Weibes nach dem, was es ist.

Gar erst, was den Mann zur Frau hinzieht, ist ganz ihr Sein und nicht ihr Handeln. Daher kommt es, dass das entscheidende Eingreifen der Frau in die Geschichte nicht in Form von Taten, sondern durch das unbewegte, reine Dasein ihrer Persönlichkeit erfolgt. Das Licht braucht sich nicht anzustrengen, um zu leuchten, und doch singen unter seinem Strahl alle Dinge ihre Farben. So tut auch das Weib ohne Mühe alles, was es tut – indem es da ist, strahlt. Es ist merkwürdig, wie dieser weibliche Charakter der Ausstrahlung mehr als der Abzweckung sich wiederholt in allen weiblichen Berufen. Oder wäre das Arbeit, was die Mutter für das Kind, die Gattin für den Gatten, die Schwester für den Bruder tut? Was bewirkt das Wunder, das all dies Tun von Frauenhänden spurlos geschehen lässt? Das Tun des Weibes ist unfassbar. Es könnte scheinen, das Weib greife überhaupt gar nicht ins Leben ein: so sehr mangelt seiner Intervention jeder Zwang, jede Gewalt. Der Mann schlägt mit dem Arm die Schlacht; umrast die Erde in tollkühnen Expeditionen; türmt Stein auf Stein zu Monumenten; schreibt Bücher; peitscht die Luft mit Reden; verzerrt selbst beim bloßen Denken seine Muskeln in lautloser Anstrengung, als gälte es den großen Sprung – indes das Weib nichts tut als seine Hände rühren, in Gesten mehr als in Bewegungen. Auf einem altrömischen Grabstein, der die Gebeine einer jener erlauchten Mütter von tapfersten von Söhnen deckt, liest man, neben dem Namen, nur die zwei Worte: «domiseda, lanifica» – «sie hütete ihr Haus und spann». Nichts mehr. Wir aber glauben die Matrone ruhig auf ihrer Schwelle kauern zu sehen, mit langen konsularen Fingern weiße Wolle ordnend.

Der Einfluss des Weibes ist unsichtbar, wie er allgegenwärtig ist. Er

ist nicht geräuschvoll wie der des Mannes, sondern statisch wie der der Atmosphäre. Es muss im weiblichen Naturell ein atmosphärisches Element enthalten sein, das wie ein Klima langsam wirkt. Das ist es, was ich meinte, wenn ich sagte, der Mann sei zu bemessen nach dem Tun, das Weib dagegen nach dem Sein.

So erklärt es sich, dass der Kulturprozess des Weibes einen vom Kulturprozess des Mannes verschiedenen Charakter hat. Der Mann will in Wissenschaft, Kunst, Politik und Technik immer vollkommenere Sachen machen. Das Weib vervollkommnet sich selbst, indem es immer raffinierter, immer anspruchsvoller wird.

Immer anspruchsvoller! Nach meiner Meinung ist dies die wahre Mission der Frau auf Erden: anspruchsvoll sein, immer anspruchsvoller werden in bezug auf die Vervollkommnung des Mannes. Wenn er sich ihr nähert, so geschieht es, um von ihr gewählt zu werden. Zur Garbe gebunden, bringt er die Blüte seines Könnens der schönen Richterin dar. Die Sorgfalt, die auch der sonst sorglose Mann zur Zeit der Werbung seinem Äußern angedeihen lässt, soll nichts anderes vergegenständlichen, als die innere Reinigung, zu welcher sie uns allesamt verpflichtet. Diese unwillkürliche Prüfung und Läuterung unseres Innern ist der erste Akt der Vervollkommnung, die wir ihr schulden. Von hier geht es weiter. So wie der Mann beschaffen ist, tritt er vor das Weib hin und erklärt sich, spricht sein Wort, zeigt seine Kunst, und hascht den Blick, der Ja sagt oder Nein. Auf jede seiner Handlungen lässt er des Tadels Miene oder den Lohn des Lächelns fallen. Die Folge davon ist, dass bewusster oder unbewusster Weise der Mann die abgelehnten Akte mehr und mehr beschneidet und sie schließlich aufgibt, nur die noch pflegend, denen Zustimmung zuteil ward. Und eines Tages erwacht er – als ein Andrer, Neuer. Ohne irgendetwas getan zu haben, ruhig wie am Rosenstock die Rose, höchstens vermittelst der unfassbaren Ausstrahlung flüchtiger Gebärden, die fallen wie die Schläge eines irrealen Meißels, hat das Weib aus unserm Urstoff eine neue Statue von Mann geschlagen. Man möchte sagen, das Weib trage in seiner Seele ein imaginäres Profil, das es auf jeden Mann, der sich ihm naht, muss wirken lassen. Und in der Tat bin ich der Meinung, dass es sich so verhält: Jedes Weib birgt in seinem Innersten das Urbild eines Mannes, freilich meist unbewusst. Die Stärke des Weibes liegt nicht im Wissen, sondern im Fühlen. Wissen heißt, der Dinge Sinn und Begriff besitzen. Das ist Sache des Mannes. Das Weib weiss sein männliches Urbild nicht. Aber Neigung und Abneigung, welche es im männlichen Verkehr verspürt, bedeuten ihm die praktische

Entdeckung dieser idealen Last, die es in seinem Herzen unwissend getragen. Nur so erklärt sich die Tatsache – die ich im übrigen beiseite lasse –, dass jede wahre Liebe, insbesondere der Frau, als Pfeilschuss, als «coup de foudre» sich einstellt. Eine Liebe, die nur langsam wird, ist keine. Restlose Liebe tritt mit einem Schlag auf, und zwar so augenblicklich und fortreißend, dass das Weib, davon kaum berührt, sich wie vernichtet fühlt. Dies unleugbare Phänomen erklärt sich einzig durch die plötzliche Begegnung des imaginären Bildes im Herzen eines Weibes mit dem körperlichen eines Mannes, der an ihm vorüberschreitet. Die Liebe hatte schon gewartet, sie brauchte sich nur zu entzünden.

Der größte Teil der Männer lebt von Phrasen, vererbten Idealen, stumpfsinnig übernommenen Gefühlen. Ebenso trägt der größte Teil der Frauen ein höchst wohlfeiles Bild des Mannes in sich, ein Muster von etwas, woran in unsrer Welt kein Mangel ist. Aber so wie es geniale Männer gibt, die neue Gedanken denken, neue Kunststile schaffen und neue Rechtsnormen erfinden, ebenso gibt es geniale Weiber, in deren erlauchtem Stoff, unter dem Hauch einer schöpferischen Sensibilität, ein neues Mannesideal aufkeimt. In der Art eines höchsten Gebotes, als Vorbild und Prototyp, wirkt dies sublime Profil auf eine ganze Gesellschaft, sie erziehend, sie hebend vermittelst jenes Zaubers des Weibes auf den Mann.

Es ist also dem Weibe, wie dem Manne, ein Mehr oder Weniger an Genialität gegeben. Die reine Weiblichkeit ist eine wesentliche Dimension der Kultur, ja es gibt sogar eine spezifisch weibliche Kultur mit eigenen Talenten und Genialitäten, mit eigner Zielsetzung, mit eignen Siegen und Niederlagen. Vermöge dieser spezifisch weiblichen Kultur nimmt das Weib sein angestammtes Teil an der Geschichte.

Ein paar Dutzend Frauen, in der Gesellschaft fest verankert, die sich selbst erziehen und vervollkommen, bis sie, als Kunstwerke der Unbestechlichkeit, als eine Art Stimmgabel des Lebens, ein Phantasieorgan höherer Zukunft werden, tun für diese Gesellschaft mehr als alle Pädagogen und Politiker. Die Frau, welche fordert, welche sich nicht begnügt mit der grade im Schwange gehenden Männlichkeit, welche neue Tugenden am Manne will, erzeugt mit ihrer Ablehnung der sie umgebenden Alltäglichkeit eine Art Leere auf den Höhen der Gesellschaft. Und da diese, wie die Natur, dem «horror vacui» unterworfen ist, so sehen wir die Leere alsbald durch neue Wirklichkeiten sich erfüllen: der Mann gehorcht einem andern Kompass, sein Gehirn erzeugt neue Ideen, sein Herz neuen Ehrgeiz. In neuen Unternehmungen, die bis dahin keinen Namen

hatten, durchfurcht er den Lebensraum. Sein ganzes Leben steigt bergen, um das verheißne Land zu finden, wo jenes Weib ihm im Triumph entgegentritt, um mit ihm einen neuen Frühling der Geschichte zu beginnen, ein ganzes neues Leben – « *vita nova* »!

Sie sehen, verehrte Frau, dass ich nach einem Umweg, der nicht immer unbeschwerlich war, getreu zur Stelle zurückkehre, von der ich ausgegangen bin. Alles, was ich hier ausgesprochen habe, sollte nichts sein als ein Kommentar zu Dantes Jugenderlebnis, wie er es verewigte in seinem ersten Buche. Die *Vita Nova* ist, auf Fensterscheiben gotisch hingemalt, die Geschichte der drei oder vier von fern erhaschten Gebärden der florentinischen Jungfrau. Ein Lächeln zustimmenden Grußes, der stumme Frost der Abweisung. Nichts mehr. Dantes Leben aber, mit dem ein Zeitalter beginnt, blieb seither bestimmt durch dieses Lächeln der « *donna della salute* » – wie auf weitem Meer der Schiffer seinen Kurs nimmt nach der Sterne Flimmern.

Statt sich an die Vollkommenheit selber zu wenden, hält der Dichter des *Paradiso* es für sicherer, das Gesetz vom Antlitz Beatricens abzulesen. Darum sagt er:

*Beatrice tutta nelle eterne rote
fissa con gli occhi stava; ed io in lei
le luci fisse, di lasso remote.*

Es ist jener unterirdische Vorgang, der, verborgen durch die Oberfläche der Geschichte, sich immerzu erneut. Goethe hat ihn gefeiert mit den unerhörten Worten seines chorus mysticus:

*Das Ewig-Weibliche
Zieht uns hinan.*

Dasselbe meinte die Mater gloriosa, die unmittelbar vorher zu Gretchen sprach:

*Komm! hebe dich zu höhern Sphären,
Wenn er dich ahnet, folgt er nach.*

So oft der Mann sich an der Wurzel vervollkommnete – also nicht nur in Werken der Wissenschaft und Kunst – geschah es stets, indem er ins Unendliche ausblickte durch das Medium einer weiblichen Seele, die kristallgleich die konkreten Ideale der Jahrhunderte zurückwirft. Darum konnte Shelley zur Geliebten sagen: « Geliebte, du bist mein besseres Ich. »

Aller Fortschritt, welchen der Mann durch seine Werke wirkt, berührt den Lebenskern nur von außen. Im Gegensatz dazu ist der Fortschritt des Weibes höherer Art, betrifft das Leben selbst und ist Keim neuer

Menschlichkeit. Daher jener unendliche Drang, jene brennende Illusion, welche die besten Männer erfüllt, wenn sie in den Lebenskreis einer erlesenen Frau eintreten. Wenn wir bis auf den Grund all dessen gehen, was in den Büchern, Bildern und Gesetzen steht, entdecken wir zu tiefst den Schatten einer weiblichen Gestalt. Es handelt sich nicht um banal erotische Geschichtchen, sondern um jene höchste Ergriffenheit, die in Mantineas kühler Abenddämmerung dem göttlichen Sokrates die fremde Diotima kündete. Es handelt sich um jenen Durst nach Vollendung, der in einem auserwählten Mann entbrennt beim Anblick eines auserwählten Weibes.

Die Individuen wie die Völker charakterisieren sich schärfer durch ihre Ideale, als durch ihre Wirklichkeit. Ob wir erreichen, was wir wollen, hängt vom Glück ab: aber das Wollen ist einzig Sache unseres Herzens. Daher bezeichnen die höheren Frauen eines Volkes dessen latentes Genie. Immer und überall thront gestirngleich im Zenith das Ewig-Weibliche, den Schatten der Völkerzukunft vorauswerfend.

Es sind acht Jahre her, verehrte Frau, dass mir bei meinem Abschiede von Argentinien die Ehre widerfuhr, Ihnen und Ihren Freundinnen zu begegnen. Immer wird mir der tiefe Eindruck gegenwärtig sein, den ich empfing von jener dem Schoße einer jungen Nation entsprungenen Schar vorbildlicher Frauen. Ich fand in Ihnen so viel Drang nach Vervollkommnung, so sicher treffenden Geschmack und Achtung allen ernsthaften Bemühns, dass sich mir jedes unsrer Rundgespräche als sittliche Verpflichtung in die Seele grub. Dass in alten, tausendfach gesiebten Kulturen erlesene Frauen auftreten, ist verständlich, wenn auch nicht eben häufig. Nietzsche nannte das vollkommene Weib einen höheren und dementsprechend selteneren Typus Mensch, als den vollkommenen Mann. Dass aber eine junge, erst in Bildung begriffene Rasse derartige Geschöpfe treibt, schließt in sich ein Geheimnis der Natur, das sehr zu denken gibt. Diese Geschöpfe können nicht Endresultate darstellen, wie das der Fall ist, wenn alte Kultur sie hervorgebracht. Ganz im Gegenteil. Das aufsteigende Leben der jungen Rasse schafft aus seinem innern Überfluss solche Vorbilder mit der Absicht der Vorbildlichkeit – als Muster und zugleich als Mittel der Vervollkommnung. Der Umstand, dass Sie und Ihre Freundinnen mir entgegenblühten mitten im Frühling eines großen Volkes, war es, was mir diese Gedanken über den Einfluss der Frau auf die Geschichte eingegeben hat. Die Übereinstimmung dieser nämlichen

Gedanken mit Erfahrungen Dantes bestimmte die Stunde ihres Ausdrucks. Sie sind, in Ehrerbietung und in Dankbarkeit, Ihnen gewidmet.

Ich weiss nicht, ob die Gesellschaft, in der Sie leben, das liebenswürdige Gesetz in Ihnen zu verstehen vermag. Ist es nicht die Bestimmung Argentiniens, einen Weg zu beschreiten, der verschieden ist von dem der Yankees, um so die beiden Riesenmassen Ihres Kontinents ins Gleichgewicht zu bringen? Da nun einmal die Nation des Nordens sich dem Kult der Quantität ergeben wollte, wäre es nur billig, dass die Völker des Plata die Qualität vorzögen, indem sie sich zur Schaffung eines überlegnen Typus Mann entschließen. Ich zweifelte an dieser Schickung länger nicht, als ich in Ihnen eine Art Gioconda des Südens erblickt.

Warum, verehrte Frau, ist Ihre Prosa so einschmeichelnd? Warum heben Sie unsrätselhaft mit jedem Satze höher? Und all das, indem Sie, mit Recht befangen vor der Größe Dantes – wer kannte ihn wie Sie? – Ihre persönlichen Gedanken mehr verschweigen als aussprechen. Während Sie uns führen, lassen Sie uns mehr Probleme ahnen, als dass Sie selber welche lösten. Wir erwarten von Ihnen ein andres Buch, das nicht nur Fragen, sondern auch Antworten enthält. Vergessen Sie nicht, dass der Dichter im Namen vieler anrief:

*Quella ond' io aspetto il come e il quando
Del dire e del tacer.*

Verehrte Frau, der Ausflug war entzückend. Das Schlimme ist, dass Sie, nachdem Sie durch seelenhafte Anziehung uns grenzenlos emporgeführt, uns so verlassen, anheimgegeben unserm eignen Schwergewicht. Was können wir da andres tun als niedersteigen? Ich wenigstens, auf eigne Kraft beschränkt, wüsste nur eine Schrift zu unternehmen, die den Titel trüge: *Von Beatrice zu Francesca, absteigende Abhandlung*. Ein Beispiel fehlte nicht. Man darf daran erinnern, dass die beiden größten Reisen zur Gewinnung eines Weibes in entgegengesetzten Richtungen verliefen. Dante erklimmt, um Beatrice zu finden, das Empireo; aber Orpheus steigt flötenspielend in den Orkus zu Euridike hinab.

Ich gestehe, dass, wenn ich Dante gern begleite und von ihm zu lernen mich nie schäme, mir seine Lehre dennoch parteiisch und ungenügend scheint. Die Stellung, die er einnimmt, kann in der Entwicklung des Gefühls unmöglich den Abschluss bedeuten. Gewiss war es nötig, die geistige Liebe, die es ehedem nicht gab, zu erringen. Aber nachdem sie einmal errungen, müssen wir sie wieder auf den Leib anwenden. Ich glaube, dass in dieser Verkörperlichung des Gefühls, dieser Verschmelzung des Leibes mit der Seele, die Aufgabe unseres Zeitalters liegt.

In Dante, wie in seiner Epoche überhaupt, wirkte ein unbereinigter Dualismus. Einerseits war Dante der Mann, der die Dinge dieser Welt schärfer als irgendwer gesehen hat. Seine Sinne, rasch und durchdringend, standen der Welt herrlich offen. Ein maßloser Durst nach Leben verzehrte ihn. Er war nichts weniger als ein Schatten: wo er ging, « rührte er, was er berührte ». Wenn er ins Jenseits der Fabel entflieht, so geschieht es, um einen Standpunkt zu gewinnen, von dem aus er am besten das Drama dieser unsrer Welt betrachten kann. Beim Überschreiten der Diesseitsgrenze vergisst er keinen aus der Habe seiner Erdentriebe – durch seine schneidenden Verse hört man den Sirocco pfeifen. Dantes *Divina Commedia* besteht zumeist aus Memoiren.

Aber neben diesem irdischen Enthusiasmus, und ohne Übereinstimmung mit ihm, triumphiert in Dante die Gotik mit ihrem unwirklichen Pfeil von Seele, mit ihrer abstrusen Trunkenheit und ihrem Hang zur Weltflucht. Man bemerkt in unserem Poeten ferner einen Anflug von Rationalismus, der dann in der Renaissance und nachher in der ganzen Neuzeit immer mehr zur Herrschaft kam. Von diesem Rationalismus, der das Leben durch die Idee ersetzen möchte, sind wir endlich im Begriffe, uns zu heilen. Dantes Zeit lebte mit allen Arten von Halluzination auf sehr vertrautem Fuss. Es war die Zeit, da man den Heiligen Gral suchte und sich in der Kreuzzugs-Phantasmagorie erschöpfte. Wie ungesund bis zur Perversität die letztre war, spricht klar genug aus dem berühmten Zug der Kinder. Man lebte im magischen Dunstkreise von Artus und Merlin.

Ich meine, verehrte Frau, wir müssen eine neue Gesundheit erfinden. Das aber ist unmöglich, solange der Leib nicht Gleichgewicht der Seele sein darf. Das Leben in der Seele, einmal entdeckt, ist allzu einfach, denn es ist imaginär. Nietzsche behauptete, es sei sehr leicht, etwas zu machen, und sehr schwer, etwas zu sein. Der Leib ist ein Verlangen an den Geist, sich zu verwirklichen, und mehr: ist erst die Wirklichkeit des Geistes. Ohne Ihre Gebärde, verehrte Frau, wüsste ich nichts vom goldenen Mysterium Ihrer Seele.

Man hat schlecht abstrahiert, als man willkürlich Leib und Seele unterschied, als wären sie getrennt zu denken. Der Leib ist nicht, wie ein Mineral, blosse Materie. Der Leib ist Fleisch, und Fleisch ist Empfindung und Ausdruck. Eine Hand, eine Wange, eine Lippe « sagen » immer etwas – sind ursprüngliche Gebärden, Kapseln des Geistes, Darstellungen jener innersten Kraft, die wir Psyche nennen. Der Leib, verehrte Frau, ist heilig, weil ihm die höchste Mission anvertraut ist: nämlich die, den Geist zu symbolisieren.

Warum das Irdische verachten? Selbst der Asket Pedro Damian hat im Paradiese des Fastenöls nicht vergessen, damit er den Himmel sich gewonnen:

*Quivi
al servizio di Dio mi fei si fermo,
che pur non cibi di liquor d'ulivi
lievemente passava e caldi e geli
contento nei pensier contemplativi.*

Und drängen sich im Jenseits nicht, wie Insekten um das Licht, die Seelen unabwehrbar um Dante, damit sie von seinem Munde einen Tropfen wenigstens von Leben schlürfen? Drängt sich nicht alles an ihn, um nur etwas von der Erde zu vernehmen? ...

Verehrte Frau, wir wollen uns nicht zum letztenmal durch Sie über diese hohen Dinge haben erleuchten lassen. Verehrte Frau, schenken Sie uns weiter Ihre Stimme. Unsre Stunde empfing ihr Zeichen von einem allgemeinen Sterben. Eine ganze Welt, umspielt von allen Farben herbstlicher Agonie, liegt in den letzten Zügen. Schon streift der Feuerball den kaltgrünen Rand seines bewegten Grabes. Noch schimmert ein letzter Strahl von Licht ...

*Lo sol sen va e vien la sera :
non v'arrestate, ma studiate el passo,
mentre che l'occidente non s'annera.*

José Ortega y Gasset